



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Germanische Heiligtümer

Teudt, Wilhelm

Jena, 1934

7. Das kultische Steinbauwerk in Kohlstädt

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79278](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79278)

7. Das keltische Steinbauwerk in Koblstädt

Germanische Bauweise — Weledatum

Die auf der Externsteiner Mondlinie liegende Koblstädter Ruine (Abb. 38) liegt am Südeinde des Dorfes, wo die Straße nach Desterholz abzweigt. Ihr Fuß ist von der Straße bespielt. Es ist eine mächtige Turmruine mit zwei Meter dicken Mauern, z. T. noch 10 m hoch über dem Wasser, die einen Turm von ganz erheblicher Höhe getragen haben können. Der innere jetzt mit Schutt angefüllte Raum hat nur etwa 5 m im Geviert. Tür- und Fensteröffnungen sind bis zu dieser Höhe nicht vorhanden gewesen, ähnlich wie beim Turm im Grimmschen Märchen von der Jungfrau Maleen. Der Aufstieg ist vom Wasser aus gewesen, rechts wo sich ein mit schwächeren Mauern umheger Hof in der Größe von 12×22 Quadratmetern anschließt. Die Rätselhaftigkeit dieses Gemäuers, vor der die Untersuchungen Klostermeiers vor 100 Jahren und die Nachforschungen der neueren Zeit völlig versagt haben, weckt unser Interesse im hohen Grade.

Die Sachverständigen der verschiedenen Zweige sagen, daß der Bau zu keinem wirtschaftlichen Zwecke (Kalk-, Metall- oder Glasofen) dienen konnte, daß er als militärischer Stützpunkt oder Straßenschutz in dieser Ausführung sinnlos war. Die Nachforschungen in den Baderborner Archiven ergaben, daß er niemals zu kirchlichen Aufgaben benutzt worden ist, — was ja auch schon aus baulichen Gründen ausgeschlossen erscheint. Der Gedanke an eine Wohnburg oder sonstige menschliche Wohnstätte muß ebenfalls fallen gelassen werden, weil der Befund jeglicher Erfahrung auf diesem Gebiete widerspricht und keine Vernunft in diesen Gedanken zu bringen ist. Auch die Verhältnisse des sich anschließenden ummauerten Hofes bieten keine Handhabe für eine Erklärung.

Ihrem alten Namen Sinnenkirche, Heidenkirche oder alte Kirche, den man in der Neuzeit fallen zu lassen und durch den farblosen Namen Koblstädter Ruine ersetzen zu müssen geglaubt hat, entspricht die Satanisierung durch die Sage. Man soll hier Kinder geschlachtet haben, und die Mütter haben sie auf dem nahen Weinberge beweint. Schätze sind darin verschüttet, und noch 1702 haben sich Leute zusammengetan, um vergeblich nach ihnen zu graben. Begraben hat man auch aus archäologischem Grunde; denn den Archäologen ist die Ruine stets ein ungelöstes Rätsel gewesen und trotz Bemühung bis zum heutigen Tage geblieben.

Die unzulänglichen neueren Grabungen führten zu nichts. Früher wurde ein unter den Trümmern sitzendes Gerippe zutage gefördert, was ein Fingerzeig auf die gewalttätige Zerstörung des Turms sein dürfte. Dieses feste, mit zähem, ganz eigenartigen Mörtel aufgeführte Mauerwerk würde ohne absichtliche Zerstörung dem natürlichen Verfall bis heute getrotzt haben.

Da kein Erklärungsversuch für die christlich-mittelalterliche Zeit stimmen will, ziehen wir den denkrichtigen Schluß, daß die Heidenkirche — ähnlich wie die „Sinnenkirche“ auf dem Tönsberge — der vorchristlich-germanischen Zeit zuerkannt werden muß und fragen nach ihrer möglichen Verwendung.

Diesem Schluß steht, abgesehen von unserer Unkenntnis, weder ein sachlicher noch ein geschichtlicher Grund entgegen. Oder waren die Väter und Großväter jener Männer, die schon im 9. und 10. Jahrhundert die geistige Führung der Christenheit in die

Sand bekamen, im 8. Jahrhundert und vorher so maßlos dumm, träge und ungeschickt, daß sie noch nicht einmal den ihnen vor Augen liegenden Kalk ihrer eigenen Berge brennen, löschen und mit dem Senne sand mischen konnten, ja daß sie (im Falle allzu großer eigener Verblödung) auch obendrein sich jeder Belehrung durch ihre Vettern im Auslande und ihre aus der Fremde zurückkehrenden Söhne entgegenstemmten?

Wir haben es hier mit einem der verhängnisvollsten Irrtümer in der Beurteilung des Germanentums zu tun.



Abb. 38. Hünenkirche in Koblstadt

Der Beseitigung der Unklarheiten über die germanische Baukunst stehen gehäufte Hindernisse entgegen. Auch der sonst so wertvolle einzig dastehende Glücksfall der neuesten Trierer Ausgrabungen (Prof. Löschke) kann nur einen kleinen Schritt vorwärts bringen, weil es sich um römisches Grenzland handelt. Selbst wenn die bloßgelegten Bauten der Treverer als Bindematerial sämtlich Kalkmörtel hätten, so würde das eben als die r ö m i s c h e und nicht als germanische Bauweise angesehen werden, und wenn es älter ist, als keltische.

Eine mir zugehende Auskunft Löschkes besagt, daß Mörtelbauten aus der Zeit vor Chr. Geb. ihm auf deutschem Boden bisher nicht begegnet seien. „In der anschließenden fränkischen Zeit (ab 5. Jahrhundert n. Chr.) habe man die b e s e i d e n e n Bauten im Tempelgelände ohne Mörtel errichtet, hingegen stattliche im Innern der Stadt mit gutem Mörtel.“

Zimmerhin haben wir nunmehr den schlagenden Beweis, daß die ihr technisches

Geschick so deutlich offenbarenden und die römische Weise im übrigen keineswegs ablehnenden Treverer (das zeigt die Steinmetz- und Töpferarbeit) nicht aus Unkenntnis und Ungeschicklichkeit den Kalkmörtel verschmäht haben, sondern daß sie es taten, weil sie den Lehmverband zu den vorliegenden Zwecken für geeigneter, oder doch für ausreichend hielten. Meckel verweist auf das germanische „Leim“ = Kalk.

In meiner Jugend, also hunderte von Jahren, nachdem man das Fachwerk mit Ziegeln und Kalkmörtel auszufüllen gewohnt war, habe ich es noch erlebt, daß Ställe mit Lehmlechtwerk gebaut wurden, weil man das für wärmer und besser ansah; aber wo man es für praktischer hielt, bauten eben dieselben dörflichen Maurermeister mit Ziegeln und Kalk. Es wäre also lächerlich, aus den Lehmwänden auf Unkenntnis und Rückständigkeit zu schließen.

Im ganzen alten Germanien baute man lieber mit Lehm. Wo aber der nur selten eintretende Fall vorlag, daß man einen schweren Steinbau ausführen wollte, wie den Koblstädter Turm, oder wenn man einem Gemäuer ganz besondere Festigkeit geben wollte, wie bei der Wallbefestigung in Gunzenhausen, von der uns Dr. Eidam¹ berichtet, da baute man auch mit Kalkmörtel. Das wird an den Orten, wo der eigene Berg den Kalk lieferte, wie in Koblstädt, häufiger geschehen sein als da, wo man ihn erst von weither besorgen mußte. Ebenso steht es mit Limburg in der Pfalz.

Am ehesten ist jedenfalls der Kalkbau für die *Grundmauern* der Häuser allgemein geworden in den letzten germanischen Jahrhunderten (500—800).

Der Gunzenhausener Fall, wo der germanische Ursprung des Wallgemäuers als unzweifelhaft nachgewiesen ist, zeigt wieder, wie taub sich unsere Zeit gegen solche aufklärende Nachrichten über germanische Dinge verhält. Wir dürfen gespannt sein, ob die durch den Arxfund bestätigte germanische Herkunft der Koblstädter Heidenkirche beachtet werden wird (siehe unten).

Die Fund-Archäologie ist leider selten in der Lage, ihre Arbeit auf die *eigentlichen Stätten* des Lebens unserer Vorfahren, d. h. auf die alten Bauernhöfe auszudehnen. Unsere Vorfahren saßen einst genau auf den ausermählten besten Plätzen, auf denen noch jetzt unsere ältesten Bauernhöfe liegen. Es ist im Laufe der Jahrhunderte kaum jemals weder in friedlichen noch nach kriegerischen Zeiten einem Rechtsnachfolger eingefallen, den hergerichteten Platz preiszugeben. Selbst von den sogenannten wüsten Höfen, die nach der Entvölkerung des 30jährigen Krieges liegen blieben, sind natürlich gerade die ältesten, also besten Siedlungen, auf die es uns allein ankommt, wieder zu Höfen geworden und können nicht mehr Auskunft geben.

Auf den *wirklichen* Wohnplätzen des freien germanischen Bauern hat daher unsere Archäologie nichts zu suchen und nichts zu finden, ebensowenig wie auf einem alten städtischen Grundstücke, wo ein germanischer Vorfahre wirklich geseffen hat, gegraben werden kann.

Der Archäologie bleiben zum Graben und Finden tatsächlich nur entweder die außergewöhnlichen, einen spärlichen Ertrag gebenden, oder die minderwertigen, ein falsches Bild gebenden Gebrauchs- und Wohnplätze unserer Vorfahren übrig. Da sind in erster Linie die Gräberfunde, die natürlich nur eine über alle Maßen unvollständige, ungleichmäßige und manchmal klägliche Kenntnis von der Kultur eines Geschlechts vermitteln können, zumal sie noch obendrein gänzlich der Sitte der Totenbeilagen unter-

¹ Korrespondenzblatt der Ethnologie u. Vorgeschichte, Thilenius.

stehen. Das ist eine Sitte, die z. B. in den vorchristlichen Jahrhunderten in Germanien als Kultbrauch erloschen war, ebenso wie wir sie ja auch jetzt nicht haben. Ein auf Gräberfunde gegründetes Kultururteil über uns wäre ein nicht größerer Unsinn, als er sich jetzt, ermöglicht und befördert durch den Mangel an Gräberfunden, in die Beurteilung der vorchristlichen germanischen Jahrhunderte eingeschlichen hat.

Außer Gräbern durchsucht der wissenschaftliche Spaten noch Nebensiedlungen der Knechte und kleinen Leute, Not- und Fluchtwohnungen für unruhige Zeiten u. dgl., deren Funde ein ganz falsches Kulturbild geben müssen. Dazu kommen Lager, Ringwälle und Thingplätze, wo das Finden schon um der Ausdehnung willen einen seltenen Glücksfall bildet, so daß ein gründliches, planmäßiges Durchsuchen des ganzen Platzes meist gar nicht erst unternommen werden kann. Schließlich sind noch die vielleicht am ehesten brauchbaren, auf kleinen Platz beschränkten Sonderkultstätten zu erwähnen, für die sich aber Auge und Interesse noch nicht eröffnet hat. Das hier Gesagte gilt von allen Bodenfunden; unter ihnen muß den Steindentmalern und den Mauerresten noch ein besonderer Platz eingeräumt werden.

Es ist eine bittere Wahrheit, daß heute auf Grund des erwähnten Irrtums über germanischen Mörtebau in unserem Vaterlande ungezähltes Mauerwerk, welches in Wirklichkeit seine Entstehung der Geschicklichkeit, dem Fleiß und der eigenen Bauweise unserer Vorfahren verdankt, sobald sie neben und zu ihrem Holzbau auch Mauerwerk gebrauchten, von unserer Wissenschaft dem bestimmenden Einfluß oder auch der Arbeit Fremder zugeschrieben wird, entweder der Franken oder, wenn frühere Entstehung nicht geleugnet werden kann, der Römer (vgl. S. 112).

Der konservative deutsche Bauer hat in vielen Jahrhunderten bis ins vorige Jahrhundert seine Lebensweise wenig, seine Bauweise nachweislich gar nicht geändert. Auch die Hausgröße ist bis ins vorige Jahrhundert nur wenig verändert, so daß beim Neuaufbau der Gebäude das vorhandene Grundmauerwerk mit benutzt werden konnte. Die Größe war meist durch die natürlichen Verhältnisse des Hofes vorgeschrieben.

Daß unsere germanischen Vorfahren schon zur Zeit Mark Aurels (2. Jahrh. n. Chr.) genau dieselbe Fachwerk-Bauweise gehabt haben, wie wir sie jetzt noch in niederländischen Dörfern finden, dafür haben wir erfreulicherweise ein ganz unwiderlegliches Zeugnis durch ein Bild auf der sogenannten Markusäule. Es zeigt römische Soldaten, die germanische Scheunen (diemenartige Rundbauten) anzünden. Im Hintergrund sieht man einen Teil eines Wohnhauses, welches ich im Ausschnitt bringe, und zum Vergleich daneben ein jetzt noch stehendes kleines Fachwerkhaus aus der Nähe Detmolds (Abb. 39, auch Abb. 79). Ich zeige auch das mir von Herrn Prof. Herman Wirth freundlichst zur Verfügung gestellte Bild eines friesischen Bauernhauses (Abb. 40). Die gleiche, vielleicht noch größere Weidefläche des an dieser Stelle seßhaften alten Friesen ernährte vor 1200 Jahren den gleichen Viehbestand, der im Winter unter Dach zu bringen war, wie heute. Die Bestimmung und Einrichtung des Hauses, für Menschen und Vieh zugleich, kann gar nicht einfacher und kaum anders gedacht werden. Aussehen und Größe mußte also ungefähr so sein, wie es sich dann durch alle Jahrhunderte erhalten hat. Der Ahlebort auf dem Dache zeugt ebenfalls von dem bis in die Urzeit zurückgehenden Alter dieses Typs. Mit einiger Einschränkung ist dasselbe von den Ackerbaugegenden zu sagen. Dementsprechend muß sich unsere Vorstellung von dem Aussehen germanischer Dörfer und Höfe gestalten.

In den weiteren Erwägungen zu dieser Sache beschränken wir uns am richtigsten auf das Sachsenland, weil hier das Jahr 772 mit Haareschärfe als Zeitgrenze angegeben werden kann, vor der es hier keine unfreiwillige Änderung der germanischen Eigenkultur gegeben hat. Die ältesten Steinkirchen sind im Sachsenlande um 800 gebaut. Niemand hat infolgedessen etwas dagegen, sondern jeder hält es für selbstverständlich, daß die aus dem 9. Jahrhundert stammenden Hausgrundmauern als gemörtelt gedacht werden müssen. Aber, wenn eine solche Mauer dem 8. Jahrhundert zugeschrieben werden soll, dann heißt es „unmöglich“! Harmlos befinden sich kluge Archäologen, auch Autoritäten, im Gefolge einer der größten kulturgeschichtlichen Irrungen, die wir in diesem Dogma erblicken müssen. Sie haben es wohl auch logisch noch gar nicht durchgedacht, daß sie damit einen Kulturschritt eines ganzen Landes von der bloßen Anwesenheit einiger Missionare abhängig machen, und auch das nicht einmal unbeschränkt, sondern von der Anwesenheit römisch-fränkischer Missionare, unter Aus-

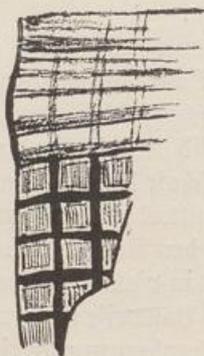


Abb. 39. Fachwerkwände im 20. und 2. Jahrhundert

schaltung der iro-schottischen. Denn die fränkischen Kriegsknechte haben etwas anderes getan, als die Sachsen zur schleunigen Anwendung des Mörtelbaues zu veranlassen.

Der ganze Gedanke an eine Einführung des Mörtelbaus unter solchen Bedingungen und Umständen ist ein Hohn auf die Denk- und Wesensart des niederländischen Bauern. Der Gedanke kann nur in städtischen Gärten entstanden sein, und auch in ihnen nur aus einer Denkweise heraus, die durch jahrhundertelange Ver-

unglimpfung des vorchristlichen Germanentums seitens Kirche und Humanismus geschaffen war. Als ob der niederländische Bauer des 9. Jahrhunderts nichts Eiligeres unternommen hätte, als das väterliche Haus niederzureißen und auf gemörtelten Grundmauern wieder aufzubauen!

Erfüllt vom stärksten Mißtrauen gegen jeden Satz, der aus der alten Anschauung heraus germanische Kulturleistungen in Zweifel zieht, war es unser Vorhaben, an die wichtige Baufrage zunächst einmal unbeirrt durch irgendeine Lehrmeinung mit Erwägungen heranzutreten, die sich auf unsere geschichtliche und psychologische Kenntnis des Germanenvolkes gründen. Das Ergebnis ist: Schon in den vorchristlichen Jahrhunderten haben unsere Vorfahren Steinbauten und auch Steinbauten mit Mörtel aufgeführt, wo auch immer sie es als Ergänzung ihres Holz- und Lehmbaues für nötig oder erwünscht hielten. Daher müssen jetzt in Deutschland, in erster Linie unter den ältesten Bauernhäusern, aber auch sonst, noch Tausende von gemörtelten und anderen Mauerresten zu finden sein, die der germanischen Zeit angehören.

Jetzt erst wollen wir nach der Begründung fragen, die die Vertreter des Satzes von der nichtgermanischen Herkunft aller Mörtelbauten für ihre Meinung in das Feld

zu führen haben. Dieser oft veräumte Weg, erst Klarheit über die Gesamtlage zu schaffen und dann an die Kritik von Sätzen heranzutreten, die den Anspruch machen, in das Gesamtbild sehr bestimmte Einzelstriche einzufügen, empfiehlt sich besonders denen, die dazu neigen, sich mit Lehrgläubigkeit zufrieden zu geben.

Die Begründung lautet: Alle zu Mörtelbauten gehörigen Bodenfunde sind nicht älter als fränkisch; darum sind auch die Bauten selbst nicht älter.

Ich habe mir vorgenommen, mich in den Spezialfragen der Spatenwissenschaft denen unterzuordnen, welche sich seit langer Zeit mit ihnen beschäftigt haben, weil meine



Abb. 40. Friesisches Bauernhaus

Aufgabe der Beherrschung der Gesamtfragen gerade groß genug ist und ich mich in meinem Alter nicht noch mit den Einzelheiten der Museumschätze befassen kann. Obwohl es sich in vorliegendem Obersatze bei weitem nicht mehr um eine Sonderfrage, sondern bereits um ein sehr allgemeines vom weltanschaulichen Standpunkt stark beeinflusstes Werturteil handelt, und obwohl auch von fachmännischer Seite die allergrößten Zweifel gegen ihn erhoben werden, so will ich ihn doch einmal als richtig unterstellen.

Selbst wenn es richtig sein sollte, daß alle Bodenfunde in Mörtelbauten nicht älter als fränkisch seien, haben wir nur eine Wahrscheinlichkeit, keinen Beweis für die gezogene Schlussfolgerung. Durch Bodenfunde kann nur das Mindestalter eines Gebrauchsortes festgestellt, niemals aber erwiesen werden, daß ein Gebäude nicht früher erbaut oder ein Ort nicht früher in Gebrauch genommen ist.

Es wird zugegeben, daß ein dauerndes Nichtfinden älterer Gegenstände in Zusammenhängen, wie sie hier vorliegen, immerhin den Gedanken an ihr Nichtvorhan-

den sein im Boden nahelegt, und daß ein allgemeines solches Nichtvorhandensein wiederum den Schluß auch auf ein Niedagewesen sein der Gegenstände im Boden wie über dem Boden zuläßt. Darum würden wir eine Bestimmung der ältesten Mörtelbauten in Germanien als „fränkisch“ zwar als eine irrige, aber immerhin als eine erträgliche ansehen, wenn die Bestimmung „fränkisch“ 1. nur zeitlich, nicht volklich gemeint wäre und wenn diesem Fachausdrucke 2. eine gewisse vertrauenswürdige Sicherheit innewohnte. Aber beides ist mitnichten der Fall.

„Fränkisch“ als archäologischer Fachausdruck ist ein völlig unsicherer, aufgeblähter Schwamm-Begriff, welcher zwecks Gesundung unserer Archäologie (nebst dem Begriff „merowingisch“) von einem starken Arme sobald als möglich im Meere ersäuft werden müßte, da wo es am tiefsten ist, um durch mehrere richtigere Fachausdrücke ersetzt zu werden.

Auch diejenigen Archäologen, welche das Mörtel-Dogma und sonstige Mißbräulichkeiten ablehnen, sehen sich gezwungen, mit dem nun einmal eingeführten Fachausdruck „fränkisch“ in gewohnter Weise zu arbeiten, weil ja nicht jeder ein Reformator sein kann; sie pflegen zu betonen, daß „fränkisch“ für sie nur ein Zeitbegriff sei. Aber das nützt uns nichts. Es bleibt dabei, daß unter „fränkisch“ sowohl von Fachleuten als auch von der gesamten Laienwelt nicht nur eine Zeitperiode, sondern die völkische Herkunft verstanden wird, und zwar nicht etwa die Herkunft von den germanischen Main- und Rheinfranken mit deutscher Sprache, sondern die Herkunft von den in romanischer Kultur- und Sprachentwicklung begriffenen Westfranken Karls, seiner Vorgänger und seiner nächsten Nachfolger, die zum Teil oder ganz auf deutschem Boden hausten.

Der archäologische Begriff „fränkisch“ ist eine nachlässige Bequemlichkeitsfrucht der wissenschaftlich noch höchst zweifelhaften Bemühungen der archäologischen Anfangszeit, als man fand, daß zahlreiche Fundgegenstände der germanischen Länder gleichartig waren mit Fundgegenständen jenseits des Rheins auf westfränkischem Boden. Befangen in der Höher-schätzung des fremden, romanischen Könnens gegenüber der selbstverständlich minderwertigen germanischen Kultur, waren jene Männer auch nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, daß sie solcher sich zeigenden gemeinsamen Kultur beiläufig nicht den Stempel eines germanischen Stammes, sondern den westfränkischen Stempel ausdrücken müßten.

Es mag sein, daß die größere und wertvollere Zahl der gleichartigen Kulturgegenstände ihren Weg von Gallien nach Germanien genommen hat, oder es mag umgekehrt gewesen sein, — es kommt mir hier zunächst nicht auf den abschätzenden Vergleich des Kulturfleißes der beiden Völker, sondern auf die Erweisung der grundsätzlichen Irrigkeit des wissenschaftlichen Verfahrens an; — es mag sich auch schon damals derselbe Vorgang wie heute vollzogen haben, daß Germanen die Grundbegriffe der Kulturfortschritte schufen, daß aber die praktisch beweglicheren Mischvölker die brauchbare Auswertung erfanden und die Erzeugnisse unter ihrer Etikette den Germanen zurücklieferten, — wir wissen es nicht; es mag schließlich auch sein, daß viele, unverkennbar den römisch-italischen Einfluß zeigende Gegenstände nicht auf dem Umwege über Frankreich, sondern durch unmittelbare germanisch-italische Beziehungen nach Germanien gekommen sind, — auf jeden Fall bedeutet die allgemeine Firmierung „fränkisch“ in ihrem völkisch verstandenen Sinne ein oberflächliches Tun und in ihrer

Wirkung eine geradezu ungeheuerliche ideelle Kulturberaubung zuungunsten des Germanentums und zugunsten des Westfrankenentums.

Noch unglücklicher und unsinniger, wenn auch weniger bedeutjam, ist der Ausdruck „merowingisch“, womit der Name eines längst ungermanisch gewordenen Herrschergeschlechtes, welches auf allerunterster kultureller Stufe genannt zu werden verdient, mit dem Ruhm behängt wird, ein kultureller Lehrmeister des Germanentums gewesen zu sein.

Die Hoffnung, daß die Archäologie sich in Kürze der verderblichen Belastung mit falschen Sachausdrücken, längst erkannten sachlichen Trugschlüssen und überholten Behelfen entwinden könnte, ist gering. Es gehört dazu überragende Führung mit eisernem Wesen. Aber es fehlt doch nicht ganz die Borarbeit für den Reformator. Dazu rechne ich manche Ausführungen in Jakob-Friesens „Grundfragen“. Dazu gehören Mahnungen wie die Schuhmachers¹: „Wenn wir eine sichere Grundlage gewinnen wollen, so bedürfen wir meines Erachtens einer weit schärferen Sichtung der vorhandenen archäologischen Funde, als sie bisher geschehen ist.“ Die Mahnungen blieben im allgemeinen unbeachtet.

Abgesehen von der Völkermißhandlung durch das Scherbengericht belastet sich unsere sonst so verdienstvolle Archäologie viel zu sehr mit einer absoluten Chronologie. Denn diese steht in der fortwährenden Gefahr gänzlichen Zusammenbruchs, ähnlich wie das noch in unseren Kalendern auftretende jüdische Jahr 5689 „seit Erschaffung der Welt“ lächerlich geworden ist. Wenn sowohl die Schubfächer der „Kulturen“ als auch der „Perioden“ in dem bescheidenen Ansehen als vorläufige Arbeitshypothesen zur Ordnung von Bodensunden gehalten würden, so würde niemand etwas dagegen einwenden; aber wenn sich auf ihnen die Beurteilung von Völkern, Völkergeschichten und Völkerkönnen aufbaut, dann ist es nicht zu verwundern, wenn sich erstaunliche Dinge ereignen. Germanische Stämme werden von einer Ecke des Vaterlandes in die andere gejagt, Burgen werden zwischen „römisch“ und „fränkisch“ hin und her geworfen. Altschieder war erst römisch, dann plötzlich fränkisch; desgleichen der Schultenhof bei Bersebrück, Kulle u. a. m. Daß solche archäologischen Sprünge, die sich über ein halbes Jahrtausend des uns nächstliegenden vorgegeschichtlichen Zeitalters glatt hinwegsetzen, muß uns doch die Augen darüber öffnen, daß hier in der Archäologie etwas nicht in Ordnung ist. Ähnliches besagen die neuen Gehrdenener Grabungen.

Ein wahrer Curtisrausch sieht überall von Karl erbaute Königshöfe, wo sich Ähnlichkeiten in der Bauweise oder in den gefundenen Gegenständen zeigen, — als ob sich nicht Moden und Weisen sowohl im Bauen als auch in anderen Dingen zwischen den Völkern herüber und hinüberschöben!

Mit vollem Recht könnte jemand behaupten, daß ja die vermeintlichen fränkischen Eigentümlichkeiten gerade so gut in Germanien ihren Ursprung haben könnten, und von den Westfranken übernommen, oder auch schon einige Jahrhunderte früher aus Germanien mitgebracht seien. Dann würde diese Behauptung zwar nicht zu widerlegen sein, aber der Lasterer der heiligen fränkischen Kultur würde von den Frankomanen übel zugerichtet werden.

Ein hübsches Beispiel der Frankomanie bietet die Pfalz Saiz im Thüringischen. Sie ist eine Wasserburg mit bedeutendem Mauerwerk, deren Ursprung aus anerkannter

¹ Prähistor. Zeitschrift 1914, VI.

ten Gründen als vor karolingisch angesehen werden muß. Aber in der grundsätzlichen Abneigung, solche in Germanien vorgefundenen Leistungen nun auch bis zum wirklichen Gegenbeweise, wie es anständigerweise andern Völkern gegenüber üblich ist, zunächst einmal als germanisch gelten zu lassen, wird die Burg als „merowingisch“ erklärt, obgleich bei den Merowingern keine derartige Verwendung von Wasserburgen bekannt ist! Um einen Ausweg ist jedoch ein richtiger Frankomane nicht verlegen: die merowingischen Franken stammten ja aus dem Saalelande und hätten die Wasserburgkunst zwar nicht weiter geübt, aber doch im Gedächtnis behalten!

Wir finden diese Art Verirrung auch bei so selbständigen Denkern wie Mübel¹.



Abb. 41. Der Urtfund von Koblstädt

Er sagt: „überhaupt hat man dem Typus der königlichen Curtes dort näher zu treten, wo römische Anlagen ausgeschlossen sind.“ Die dazwischenliegenden 700 Jahre germanischen Lebens und germanischen Schaffens werden demnach überhaupt keiner Nachfrage und Prüfung gewürdigt!

Was die vielen Königshöfe anlangt, deren Karl allerdings als Zwingburgen bedurfte, und die dann einfach als „fränkisch“ bezeichnet werden, so standen Karl genug und übergenuß Höfe der vertriebenen sächsischen Edlen und Freien für diesen Zweck zur Verfügung. Selbst die bereits vollzogene Taufe schützte ja nicht, wenn der König einen Hof haben wollte (vgl. Mübel). Die Zahl der Neubauten in der karolingischen Zeit muß aus Gründen der Zeitgeschichte als eine überaus geringe angenommen werden. Im allgemeinen werden die Königshöfe germanische Höfe gewesen sein, an denen das Bedürfnis und der Geschmack der Fremden geändert hat. Über viele königliche Anordnungen und Wünsche werden wir in den Capitularien Karls

¹ Mübel, Die Franken.

de villis unterrichtet, — bis hin zu den Gemüsen und Apfelsorten, die der von Einhard als schwerer Esser geschilderte König anstatt der landesüblichen Sorten auf seiner und seiner Hofleute Tafel sehen wollte.

Eine kritische Nachprüfung der Kulturleistungen des karolingischen Zeitalters gelangt zu dem Ergebnis, daß von der letzten großen Verwüstung des ganzen Sachsenlandes im Jahre 795 an (vgl. Einhard Annal. 795) bis zu den unter Ludwig einsetzenden unaufhörlichen Wirren nur knapp 20 Jahre leidlich ruhiger Kulturentwicklung liegen. Sie reichten auch schon zeitlich nicht entfernt aus, um von einem Kulturaufschwung reden zu dürfen. Blicken wir, wie es erforderlich ist, dazu auf die inneren Zustände des Volkes, so kann umgekehrt nur von einem allgemeinen *Kulturrückgang* und Elend in der karolingischen Periode die Rede sein, von dem allerdings das Gedeihen der sich schnell unterwerfenden großen Grundherren und der römischen Kirche eine Ausnahme bildet. Mit denkbar größtem Rechte und nach jeder Richtung hin verdienen die darauffolgenden $3\frac{1}{2}$ Jahrhunderte den Namen der „*dunklen Jahrhunderte*“. Die langsame Erholung aus der Volks- und Kulturvernichtung durch die Westfranken ist erst um 1130 unter Lothar so weit gediehen, daß ein Volksüberschuß zur Wiederbesiedlung des Ostens vorhanden war, und daß ein Überschuß der Kräfte sich zu Ausgang des 12. Jahrhunderts an der unglücklichen Kreuzzugspolitik beteiligen konnte.

Angeichts der Stellung, die ein Teil der Altertumswissenschaft zur germanischen Kultur der vorkarolingischen Jahrhunderte einnimmt, waren die obigen Ausführungen unbedingt erforderlich, um uns den Standpunkt zu vermitteln, von dem aus ein Bauwerk wie die Koblstädter Ruine zu beurteilen ist. So erst ist die Bahn frei für unsere Untersuchungen, in welchen Abschnitt der vorchristlichen Zeit ihre Entstehung fällt, und zu welchem besonderen Zwecke sie gedient haben mag.

Zur Beantwortung der ersten Frage wird die Spatenwissenschaft ein gewichtiges Wort haben, sobald sich unser dringender Wunsch nach gründlicher Durchsichtung des mächtigen Schuttes erfüllt.

Der Fund eines Gerippes in sitzender Stellung redet von der gewaltsamen Zerstörung, kann jedoch über das Alter nichts aussagen. Aber ich bin in der Lage, von einem im Sommer 1930 aus der oberen Schicht des Stein- und Mörtelgerölls innerhalb des Gemäuers herausgeholtene Funde berichten zu können, der möglicherweise bereits für sich allein die Auffassung von dem Entstehungsalter der Ruine in den vorchristlichen Jahrhunderten Germaniens auf eine sichere fundarchäologische Grundlage stellt. Es ist ein wahres Prachtstück für Museen, eine $2\frac{1}{2}$ Pfund schwere Art aus blasig gerostetem Eisen, die mit ihrem Formcharakter ohne Querloch, Lülle und Längsloch das unverkennbare Merkmal ihres vorgeschichtlichen Alters an sich trägt. Durch das starke Feuer bei der Ausbrennung des Baues ist das Eisen mit Glasurschlacke umhüllt worden, die zur Erhaltung beigetragen hat. Im übrigen hat die Art die heutige Form, die nach Ebert¹ auch schon gegen Ende der Latenezeit, also in der römischen Kaiserzeit, auftritt. Die Schaftlochlosigkeit könnte sogar noch ein höheres Alter vermuten lassen. Auffälligerweise ist nach Meißner² in Mittel- und Westeuropa die bereits vorhandene durchlochte Form während der Bronze- und Eisenzeit wieder in den Hintergrund getreten. Nach den mir zuteil gewordenen Auskünften schließt die

¹ Hoops Reallexikon d. g. A. I 147 ff. ² Eberts Reallexikon I 292.

³ Teubt, Germanische Göttergötter

Schmiedetechnik hier ein Halbfabrikat völlig aus, und ist heute eine genauere Zeitbestimmung des Eisens auf Grund der Materialbeschaffenheit noch nicht möglich. Ich bringe die Art in Abb. 41. Sie wurde am 13. 7. 1930 von Herrn Werner Düsterjiek gefunden. Zu ernstlichen Grabungen fehlen noch die Mittel. Schon jetzt aber haben wir das Recht und den Anlaß, ernstlich nach der germanischen Bestimmung des rätselhaften Bauwerks zu fragen.

Ebenso wie für die christliche, so kommt auch für die vorchristliche Zeit ein kriegerischer oder technischer Zweck des Baus, oder eine Bestimmung als gewöhnliche Menschenwohnung nicht in Betracht. Dagegen wird der Gedanke an einen keltischen Zweck wachgerufen, sowohl durch den Namen der Ruine als „Sinnenkirche, Heidenkirche und alte Kirche“, — (die doch keine christliche Kirche gewesen ist) — als auch durch die erwähnte Lage des Baues auf der keltischen Externsteinlinie. Der Gedanke wurde lebendiger, als in der Nähe weitere Heiligtümer aus dem Dunkel auftauchten und sich dies ganze Gebiet an Lippequellen und Osning mehr und mehr als die heilige Mark der gemeinsamen Kultstätten der verbündeten germanischen Stämme offenbarte.

Die berühmtesten religiösen Stätten bei den Griechen waren Stätten der Weissagung. Auch in Germanien gab es Weissagung. Zur Zeit des Kaisers Vitellius, 69 n. Chr., wohnte die Seherin Beleda in einem Turm an der Lippe, auf der ihr als Geschenk ein Dreiruderer zugeführt wurde. Sollte die Kohlstädter Ruine dieser Turm sein? Die zweifelnde Frage, ob man sich einen Dreiruderer auf der Strote an der Kohlstädter Ruine denken dürfe, hielt mich von der Annahme zurück. Nunmehr dürfte Eugen Weis¹ durch seine Forschung über die Kultbedeutung des Schiffes bei den germanischen Völkern die wohlbegründete Lösung des Rätsels der Kohlstädter Ruine als Turm der Beleda gefunden haben. Damit würde die Überlieferung Wasserbachs² sich bestätigen.

Ich bringe nach Tacitus zunächst die geschichtlichen Nachrichten über die merkwürdige Angelegenheit der Seherin und ihres Schiffes. Das mittlere Germanien war seit der großen Niederlage der Römer unter Germanicus am Angrivarierwall im Jahre 16 frei, aber Rhein und Donau lag nach wie vor unter dem Joch. Da gab im Jahre 70 der Bataver Civilis die Losung zum Befreiungskampfe aus:

„Es soll fortan erlaubt sein, daß wir beide Stromufer bewohnen, wie einst unsere Vorfahren; wie die Natur allen Menschen das Sonnenlicht und den Tag, so hat sie alles Land den Tapferen zum Preis gegeben. Nehmt Sitten und Lebensweise der Väter wieder an, entsagt den Genüssen, durch die die Römer auf ihre Untertanen eine stärkere Macht ausüben, als durch die Waffen! Als ein reines und unverbordenes Volk, das die Knechtschaft vergessen hat, werdet ihr gleichberechtigt unter anderen Völkern leben und über sie herrschen.“

Die Kölner nahmen die Aufforderung an und antworteten: „Als Schiedsrichter wollen wir Civilis und Beleda haben, vor denen die Verträge geschlossen werden sollen.“

Diese Beleda suchten die vom Stande der Dinge unterrichteten Römer durch Ge-

¹ Germanien, 2. Folge, Heft 4 mit Ankündigung des Buches „Entrollte Germanenbilder“. ² Vgl. die Vorrede Wasserbachs auf Seite 93 dieses Buches!

schenke zu bestechen, aber der damit beauftragte Gesandte Supercus mußte es mit dem Leben büßen.

Weiter erfahren wir aus Tacitus: „Die Macht dieser Jungfrau aus dem Stamm der Brukterer reichte weithin, dank einem alten Brauch bei den Germanen, nach dem sie viele Frauen für Schicksalsverkündigerinnen halten. Damals wuchs auch das Ansehen der Beleda; denn sie hatte das Kriegsglück der Germanen und die Vernichtung der Legionen vorausgesagt . . . Die Germanen fuhren mit den erbeuteten Schiffen zurück und brachten das römische Admiralschiff auf dem Lippefluß der Beleda zum Geschenk . . . Sie selbst hauste auf einem hohen Turm.“

Die Schiffbarkeit der Lippe für die Ruderboote der Alten bis Neuhaus ist unzweifelhaft, bis Lippisprünge wahrscheinlich. Die zahlreichen Trockenbetten, die jetzt über den Sennebächen liegen, dürfen als Anzeichen einstigen, größeren Wasserreichtums des Ösning angesehen werden. Daher liegt es nahe, ein beschränktes Schleppten auf der Strote (Thune) bis zur Kohlstädter Ruine, wo der Tallauf beginnt, vorauszusetzen.

Sedoch auch, wenn auf diese Annahme verzichtet wird, werden die Leser des angekünndigten Buches von Weiß sich überzeugen, daß selbst eine Landüberführung des zu bedeutungsvollem Kultischen Zwecke bestimmten Prunkschiffes über die kurze Strecke von Lippisprünge zum Turm durchaus in Rechnung gezogen werden muß.

Die Nachricht, daß der Einfluß der Brukterischen Jungfrau sich weithin auf die übrigen Stämme ausdehnte, ist für unsere ganze Auffassung von den gemeinsamen Heiligtümern von höchster Bedeutung. Was liegt näher, als ihren Wohnsitz nicht im Innern ihres Stammesgebietes, sondern in der Mark anzunehmen, auf die die Stämme gemeinsamen Anspruch hatten, und wohin die meisten gelangen konnten, ohne fremdes Gebiet betreten zu müssen?

Wer mit uns aus den oben dargelegten Gründen die Kohlstädter Ruine als germanischen Ursprungs ansieht, wird auf Grund der klaren Nachrichten des Tacitus unserer Annahme zustimmen, daß wir hier den Beleda-Turm oder seinen unmittelbaren Nachfolger vor uns haben.

Bei allen Völkern des Altertums spielen Geschenke und Opfergaben, die der Gottheit für Weissagungen und bei Gelübden dargebracht wurden, eine ganz erhebliche Rolle. Wir haben Grund anzunehmen, daß es in germanischen Landen ebenso gewesen ist. In der Pyramonter heiligen Quelle wurde vor 30 Jahren eine große Zahl von Weihgeschenken gefunden.

Denken wir uns die Seherin oben im Turm wohnend, so war der tür- und fensterlose untere Teil der gegebene Aufbewahrungsort für den wertvollen Tempelschatz, den man nicht zu allen Zeiten offen in dem Hofe ausstellen konnte. Das Kultschiff wird seinen dauernden Platz in diesem Hofe gehabt haben. Nach Herodot war in Delphi statt des Turms ein Tempel, woraus dann aber auch mehrfach wertvolle Stücke verschwunden sind.

Unsere Annahme, daß der Beleda-Turm am obersten Lippezufuß gestanden hat und seine Ruine uns in der Kohlstädter Heidenkirche noch erhalten sei, ist nicht weniger begründet, als zahlreiche Stücke der alten Geschichte, die anstandslos in Schulen und Hochschulen vorgetragen werden. Sie beruht auf vernünftiger Zusammenschau aller in Betracht kommenden geschichtlichen Nachrichten, unserer sonst gewonnenen Erkenntnisse und der vor Augen liegenden Tatsachen.

So ist, wie mir scheint, ein überaus anschauliches Einzelbild entstanden, welches das Gesamtbild der Kultstätten der Osningmark in einleuchtender Weise fast wie ein unentbehrliches Stück abrundet.

Einwendungen von Belang sind, soweit ich sehe, überhaupt nicht zu erheben. Wer nörgeln will, wird in solchen Fällen stets Anlaß dazu finden. Es wäre erwünscht, daß sich Federn nur dann zur Kritik spitzen, wenn zugleich die langgesuchte Stelle des Beleda-Turmes mit einleuchtenderen Gründen nachgewiesen werden könnte, als hier. Denn, wo ein Fortschritt erzielt werden soll, da ist mit bloßer Negation nichts gewonnen. Wir erwarten weiter nichts, als daß die für die Beleda-Annahme sprechenden Gründe mit dem wirklichen Wohlwollen gewürdigt werden, das aus der hellen Herzensfreude an den neuen Ansätzen zur Aufdeckung der germanischen Vergangenheit entspringt. Es ist immer besser, etwas an sich Vernünftiges zu denken, als gar nichts zu denken.